Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 39 (1956)
Heft: 8

Artikel: Das Wesen des Christentums
Autor: Becker, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-410550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueberall, wo wir Mißstände und Mängel des Erziehungswesens ins Auge fassen, erkennen wir den kulturellen Hintergrund, der die Entstehung derartiger Fehlhaltungen begünstigt. Die egoistische, herrschsüchtige und kriegerische Kultur hat auch eine Pädagogik ausgebildet, die sie am Leben erhält und sie in die Zukunft fortzusetzen trachtet. Unglücklicherweise ist sich die *Demokratie*, dieser Versuch eines Lebens in der Freiheit und Zusammenarbeit, dieser Zusammenhänge wenig bewußt. Die demokratischen Gemeinwesen konservieren heute noch Erziehungsmethoden, die den Geist des Absolutismus in sich tragen. Damit wird es der Diktatur leicht gemacht, drohend ihr Haupt zu erheben; der Rückfall in die Barbarei, den wir in unserem Jahrhundert oft und schmerzlich erleben mußten, ist in den Kinder- und Schulstuben vorbereitet, so daß es nur der «massenpsychologischen Auslösung» bedarf, um den Menschen für jeden kollektiven Wahn zu ereifern. Eine freie Welt kann nur durch eine freiheitliche, tiefenpsychologisch orientierte Erziehung kommen; der Fortbestand und die Höherentwicklung unserer Kultur wird davon abhängen, inwieweit wir imstande sein werden, die Erkenntnisse der Tiefenpsychologie auf Erziehung und Kultur in möglichst umfassender Weise anzuwenden.

Das Wesen des Christentums

Von Dr. Karl Becker, Stuttgart

Unter «Wesen» verstehen wir hier die Eigenart des Christentums, das, was es von anderen Religionen unterscheidet, aber auch sein Wesentliches, im Gegensatz zum Unwesentlichen, Nebensächlichen. Wir wollen diesem Wesen an Hand eines Vergleiches dreier Bücher nachspüren, die eben vom Wesen des Christentums handeln und auch diesen Titel tragen. Ihre Verfasser sind *Adolf von Harnack* (erschienen 1900), *Paul von Hoensbroech* (1920), und *Ludwig Feuerbach* (1841)

Adolf von Harnack bietet uns ein glänzendes Essay, aus der Sicht eines liberalen Theologen um die Jahrhundertwende, das erst vor kurzem wieder neu aufgelegt wurde. Er beginnt mit einer Uebersicht über die verschiedenen Auffassungen des Christentums, von denen er ja eine selbst verkörpert. Die Ansichten der vergleichenden Reli-

gionsgeschichte, wie sie bald darauf besonders *Arthur Drews* dargestellt hat, sind nicht genannt. Diese Zusammenstellung widerlegt aber die spätere Behauptung Harnacks, das Ergebnis seiner Untersuchung spreche so leicht und kraftvoll zu uns, «daß man es nicht leicht verfehlen könne». Lediglich in historischem Sinne will er die Frage «Was ist Christentum?», beantworten.

Er geht dabei nicht unvoreingenommen vor, wie seine vorweggenommene Definition zeigt; Christentum sei «Ewiges Leben mitten in der Zeit, in der Kraft und vor den Augen Gottes». Soviele Begriffe, soviele Fragen, die mit keinem Wort berührt werden. Es zeigt sich auch an Harnack die Wahrheit des Satzes: «Der Mensch glaubt nicht, weil er Gründe für seinen Glauben hat, sondern er jagt nach Begründungen, weil er bereits glaubt.» Dabei handle es sich bei seinem Glauben nicht um eine Lehre, sondern um ein Leben. Das Ergebnis seiner Untersuchung will Harnack an der Geschichte nachprüfen.

Die Uebersicht über die Quellen ist knapp, aber kritisch; nur die drei ersten Evangelien und einiges bei Paulus scheint Harnack tragfähig. Den Einfluß des Mythischen schätzt er nur gering ein. Bei der Frage des Wunders können alle Redewendungen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Harnack letzten Endes doch Wunder für möglich hält. Dagegen gesteht er zu, daß Jesus mit seiner Botschaft nichts Neues gebracht habe. Die Darstellung dieser Botschaft faßt er in drei Abschnitte: Das Gottesreich — Gott und die Seele — Gerechtigkeit und Liebe.

Die Botschaft vom Reiche Gottes und sein Kommen unterliegt ja der Schwierigkeit, daß dieses Reich einerseits nicht mit äußerlichen Gebärden kommt und schon da ist, andererseits aber künftig sichtbar auftreten soll, eine Schwierigkeit, die auch Harnack nicht lösen konnte. Die Dämonengeschichten werden nur berührt, die Paradoxie eines Glaubens an einen Vatergott und an eine Vorsehung freimütig zugegeben.

Es werden dann noch Einzelfragen besprochen, zunächst das Verhältnis des Christentums zur Welt, das Harnack sehr positiv sieht. Der Mangel an jeglicher Stellungnahme zu Kultur und Fortschritt wird als Vorzug gedeutet, das Evangelium hätte sich sonst nur mit zeitgebundenen Voraussetzungen belastet, was es ja anderwärts auf Schritt und Tritt getan hat.

Weiteste Verbreitung unter den Christen wäre Harnacks These zu wünschen, daß Jesus keinen andern Glauben an seine Person ver-

langt habe, als den, der im Halten seiner Gebote beschlossen liege, mit anderen Worten, daß er keinen Glauben an seine Person gefordert hat. Daran ändert auch die Bezeichnung «Gottessohn» nichts, da diese nur sagen wolle, Jesus habe Gott eben als Vater und damit auch als seinen Vater empfunden. Hinsichtlich der dritten göttlichen Person genügt es Harnack zu erwähnen, daß er ihr Werden nicht behandeln wolle. Ausweichend ist auch die Antwort auf die Aussage, das Evangelium sei eben doch untrennbar mit einem längst überwundenen Welt- und Geschichtsbild verknüpft. Harnack erklärt, die wesentlichen Elemente des Evangeliums seien zeitlos, so wie auch der Mensch trotz aller Entwicklung immer derselbe bleibe. Eine genauere kulturgeschichtliche Betrachtung zeigt aber doch wohl, daß wir uns auch in grundlegenden Fragen unseres Daseins, beispielsweise von Menschen des Altertums, nicht unbeträchtlich unterscheiden, ja daß diese schon in der Gegenwart je nach Alter, Bildung, Wohnort und Geschlecht verschieden gestellt und beantwortet werden.

Der Gegensatz von Geist und Fleisch, Gott und Welt, von Gutem und Bösem, auf dem das Evangelium ruhe, wird hervorgekehrt. Befremden muß Harnacks Behauptung, es sei noch nicht gelungen, eine befriedigende Ethik auf monistischem Boden auszubilden, ja es werde auch nicht gelingen! Daß die christliche Ethik im ganzen gesehen versagt hat und daß ohne christliche Ethik unsagbar viel Gutes und Schönes geschaffen wurde, kann doch nicht bestritten werden. Der Gang des Evangeliums durch die Geschichte wird dann von Harnack ebenso ausführlich behandelt. Hier sei nur soviel gesagt, daß Harnack bekennt, Jesus habe keine Gemeinde gestiftet; er sei nicht von den Toten auferstanden; von der Auferstehung kann Harnack nur sagen, «was sich auch immer am Grabe zugetragen haben mag . . ., von diesem Grabe her hat der Glaube an die Ueberwindung des Todes und an ein ewiges Leben seinen Ursprung genommen.» Alte Vorläufer dieser Vorstellung will Harnack nicht gelten lassen, weil sie untergegangen seien.

Ueber den Apostel Paulus gelangen wir zu der zum Katholizismus entwickelten Kirche. Er sieht ihr Verdienst im Negativen: In der Zurückdrängung des Naturdienstes, des Polytheismus und der politischen Religion, sowie der dualistischen Religionsphilosophie. Der ursprüngliche Enthusiasmus strömt aus, und es entsteht die Religion des Gesetzes und der Formen. Die griechische Gedankenwelt strömt ein und mit ihr der Logosbegriff. Die Gleichsetzung von Messias und

Logos gab einer geschichtlichen Tatsache metaphysische Bedeutung; sie zog eine in Raum und Zeit erschienene Person in Kosmologie und Religionsphilosophie. Das Kircheninstitut erhielt einen besonderen Wert, es wurde eine religiöse Größe.

Die Leistung der römischen Kirche sieht Harnack in der Erziehung der römisch-germanischen Völker, ihre wesentliche Charakterisierung im lateinischen Geist und in der Fortsetzung des lateinischen Weltreichs, sowie in ihrer augustinischen Theologie, die eine Wiedererweckung der paulinischen Lehre von Sünde und Gnade, von Schuld und Rechtfertigung und von der Prädestination sei.

Der Protestantismus müsse in erster Linie als Gegensatz zum Katholizismus verstanden werden, als Reformation und Revolution. Reformation sei er gewesen in bezug auf die Heilslehre, Revolution in bezug auf die Kirche. Eine Erneuerung stelle er dar, weil er das Evangelium wieder in den Mittelpunkt gerückt habe, eine der daraus sich ergebenden Folgerungen war die völlige Umbildung des Gottesdienstes.

Die protestantische Revolution zergliedert Harnack in ihren Protest gegen das hierarchische Kirchensystem, gegen Konzilien und Tradition, gegen Kultus und Ritualismus, gegen Sakramentarismus, «gegen die doppelte Sittlichkeit», und damit gegen die «höhere», gegen die Behauptung, daß es Gott besonders wohlgefällig sei, die in der Schöpfung gesetzten Kräfte und Gaben nicht zu gebrauchen. Die Nachteile der Reformation werden daneben nicht übersehen; die Einheit der abendländischen Kultur ging verloren, das Staatskirchentum entstand aufs neue. Insbesondere bildete sich in der neuen Kirche wiederum eine heilsnotwendige Lehre aus, der Buchstabenglaube wurde nicht überwunden, ja in den Streitigkeiten über die Gnadenmittel (Abendmahl und Kindertaufe) vergaß man, daß neben Wort und Glaube alles andere gleichgültig ist. Mit dem Bewußtsein, selber die rechte Lehre zu haben, war auch die Intoleranz wieder eingekehrt.

Die Gefahr der Katholisierung der evangelischen Kirchen besteht heute sicherlich noch viel mehr als um die Jahrhundertwende. Harnack sieht sie Gesetzes-, Lehr- und Zeremonienkirchen werden wegen der Indifferenz der Massen, wegen dem Staat, dem die Ordnung wichtiger ist als der Geist, die Form wichtiger als die Sache, der Gehorsam wertvoller als die Wahrheit. Harnack nennt das Verlangen, die eigene Verantwortlichkeit los sein zu wollen, die Suche nach Hilfe und ästethischer Verklärung des Lebens in Feierstunden «natürliche Religion», ein Begriff, der heute einen anderen Inhalt hat.

Anzuerkennen ist das Bekenntnis Harnacks, daß man den Schwierigkeiten gegenüber, die der Religion des Evangeliums entgegenstehen, nichts beweisen könne, «denn unsere Beweise sind nur Variationen unserer Ueberzeugung»!! —

Wenden wir uns zu dem ehemaligen Jesuiten Graf *Paul von Hoensbroech*, der in bewegter Zeit, nach Ende des Ersten Weltkrieges, eine Broschüre, «Das Wesen des Christentums», herausgab. Die glänzende Diktion Harnacks fehlt ihm, er arbeitet mehr mit Zitaten. Auch er stellt die These auf «Das Wesen des Christentums ist Christus, mit seinem Leben und mit seiner Lehre.» Ein kurzer Abriß über das Leben Jesu schließt mit der Feststellung, daß die Evangelien viel Ungeschichtliches und Unmögliches enthalten. Die Gottmenschheit Jesu wird abgelehnt; Zorn, Ungerechtigkeit, dem sittlichen Empfinden widersprechende Auffassungen seien Jesu nachgewiesen; das unmittelbare Bevorstehen des Weltendes nach Jesu Ansicht und die ausschließliche Bestimmtheit seiner Predigt nur für die Juden werden hervorgehoben.

Trotz dieser nur allzu berechtigten Bedenken gibt Hoensbroech dann eine panegyrische Schilderung der Persönlichkeit Jesu, eine Schilderung, die Harnack nie gewagt haben würde, weil er sich der Unzulänglichkeit der Ueberlieferung viel mehr bewußt war. Was über Jesus, den Menschen-, Kinder-, Kranken- und Armenfreund gesagt wird, könnte in jedem Traktätchen Platz finden. Opfer und Sühnetod werden abgelehnt und damit auch die Messe. Wenig bekannt ist ein von Hoensbroech hervorgehobenes Gleichnis: Wenn der Knecht vom Felde heimkehrt, so sagen wir nicht zu ihm, er solle sich zu Tisch begeben, sondern er soll erst den Herrn bedienen und dann selbst essen. «So auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen war, sprecht: Wir sind unnütze Knechte, wir haben getan, was wir schuldig waren.» Diese Auffassung wird von Hoensbroech als «Herrenstandpunkt» gebrandmarkt. Der soziale Leichtsinn Jesu, mit seinen Forderungen, nicht zu sorgen, wird als maßlos und undurchführbar abgetan, erklärlich nur durch Jesu Ueberzeugung vom baldigen Weltuntergang. Die hohen sozialen Forderungen Jesu werden zudem durch seine Lohnverheißungen wieder abgewertet.

Nach diesem Gesamtüberblick sucht Hoensbroech noch Jesu Grundanschauungen herauszuarbeiten, eine schwere Aufgabe, nachdem schon die Einleitung Widersprüche und Unklarheiten festhielt. Hoens-

broech beginnt mit den Seligpreisungen und Wehrufen Jesu, bemerkt aber nicht, daß die Bergpredigt ja nie in dieser Form gehalten wurde, sondern eine späte Zusammenstellung einzelner Sprüche darstellt, von denen von keinem einzigen gesagt werden kann, ob ihn Jesu tatsächlich gebraucht hat. Durch die Verurteilung des Scheines in den Wehrufen Jesu sieht Hoensbroech auch die prächtigen Kirchen und Prunkgottesdienste getroffen. Es ist auch erwähnt, daß Askese, Selbstkasteiung und Abtötung nicht zu den Grundanschauungen Jesu gehören würden. Der ehemalige Jesuit endet mit der Frage von *D. F. Strauß:* «Sind wir noch Christen?» Hoensbroech verneint die Frage. Die Schuld an diesem Mißerfolg will er zum größten Teil der Theologie und dem Dogma geben. Interessant ist auch seine Frage, ob die Lehre Jesu wirklich Menschheits- und Weltlehre sei, ob sie in gleichem Maße für die Weißen, Neger und Indianer bestimmt sei. Hoensbroech weist diese Annahme zurück, einmal, weil Jesus nur Lehrer seines Volkes war, zum andern, weil der geringe Erfolg der Mission zeige, daß eine wirkliche innere Aufnahme des Christentums nicht erfolge. Die Entwicklung hat ihm hierin nur allzu recht gegeben. —

Wir wenden uns zu *Ludwig Feuerbach,* der die älteste und tiefschürfendste der angesprochenen Untersuchungen schrieb. Er hat erkannt, daß es unmöglich ist, sich mit dem Christentum zu beschäftigen, ohne zuvor den Begriff der Religion zu klären. Die Religion, so sagt er, beruht auf dem Unterschied des Menschen vom Tiere, die Tiere haben keine Religion. Sie ist die mit dem Wesen des Menschen identische Anschauung vom Wesen der Welt und des Menschen. Im Wesen und Bewußtsein der Religion ist nichts anderes, als was überhaupt im Wesen und Bewußtsein des Menschen von sich und von der Welt liegt. Die Religion ist die Entzweiung des Menschen mit sich selbst, er setzt sich Gott, als ein ihm entgegengesetztes Wesen gegenüber. Gott ist nicht, was der Mensch ist, der Mensch ist nicht, was Gott ist. Die Religion ist die Reflexion, die Spiegelung des menschlichen Wesens in sich selbst. Die Religion knüpft an ihre Lehren Fluch und Segen, Verdammung und Seligkeit. Selig ist wer glaubt, unselig, verloren, verdammt, wer nicht glaubt. Sie appelliert also nicht an die Vernunft, sondern an das Gemüt, an den Glückseligkeitstrieb, an die Affekte der Furcht und der Hoffnung. Sie bezieht sich wesentlich, ursprünglich — und nur in seinem Ursprung ist etwas heilig, wahr, rein und gut — nur auf das unmittelbare, sinnliche, ungebildete Bewußtsein. Und wodurch sich diese Religion in Widerspruch mit der

Vernunft setzt, dadurch setzt sie sich auch immer in Widerspruch mit dem sittlichen Sinne.

So vorbereitet können wir uns der Erörterung der Gottesfrage bei Feuerbach zuwenden. Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes die Selbsterkenntnis des Menschen. Der geschichtliche Fortgang in den Religionen besteht darin, daß das, was der früheren Religion als etwas Objektives galt, jetzt als etwas Subjektives, das heißt, was als Gott angeschaut und angebetet wurde, jetzt als etwas Menschliches erkannt wird. Die Religion, wenigstens die christliche, ist das Verhalten des Menschen zu sich selbst, oder richtiger, zu seinem Wesen, aber das Verhalten zu seinem Wesen als einem anderen Wesen. Das göttliche Wesen ist nichts anderes als das menschliche Wesen, oder besser, das Wesen des Menschen, angeschaut und verehrt als ein anderes, von ihm unterschiedenes, eigenes Wesen. Jeder Religion sind die Götter der anderen Religionen nur Vorstellungen von Gott, aber die Vorstellung, die sie von Gott hat, ist ihr Gott selbst. Der Mensch setzt sich Gott als ein ihm entgegengesetztes Wesen gegenüber. Gott ist nicht, was der Mensch ist, der Mensch ist nicht was Gott ist. Unvernünftiges kann auch die Allmacht nicht tun. Ueber der Macht der Allmacht steht die höhere Macht der Vernunft, über dem Wesen Gottes, das Wesen des Verstandes. Gott als moralisch vollkommenes Wesen ist nichts anderes als die realisierte Idee, das personifizierte Gesetz der Moralität, das als absolutes Wesen gesetzte moralische Wesen des Menschen — des Menschen eigenes Wesen. Der Glaube an diesen Gott ist nichts als der Glaube an die menschliche Würde, der Glaube an die göttliche Bedeutung des menschlichen Wesens. Gott ist der höchste Begriff der Religion, das höchste Verbrechen ist also der Zweifel an Gott oder gar der Zweifel, daß Gott ist. Der Teufel ist das Negative, das Böse; Gott das Positive, das Gute; der Teufel das unwillkürliche, unerklärliche Böse, Schlimme, Ueble, Gott das unwillkürliche, unerklärliche Gute. Beide haben dieselbe Quelle — nur die Qualität ist verschieden oder entgegengesetzt. Gott ist aber auch der den Mangel der Theorie ersetzende Begriff. Er ist die Erklärung des Unerklärlichen, die nichts erklärt, weil sie alles ohne Unterschied erklären soll — er ist die Nacht der Theorie, die aber dadurch alles dem Gemüte klarmacht, daß in ihr das Maß der Finsternis, das unterscheidende Verstandeslicht ausgeht — das Nichtwissen, das alle Zweifel löst, weil es alle niederschlägt, alles weiß, weil es nichts Bestimmtes weiß, weil alle

Dinge, die der Vernunft imponieren, vor der Religion verschwinden, ihre Individualität verlieren, im Auge der göttlichen Macht nichts sind. Eine notwendige Folge dieser Widersprüche ist der Atheismus. Die Existenz Gottes hat das Wesen einer empirischen oder sinnlichen Existenz, ohne doch die Wahrzeichen derselben zu haben; sie ist an sich eine Erfahrungssache und doch in der Wirklichkeit kein Gegenstand der Erfahrung. Der Atheismus galt und gilt noch jetzt für die Verneinung aller Moralprinzipien, aller sittlichen Gründe und Bande: wenn Gott nicht ist, so hebt sich aller Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster auf. Der Unterschied liegt also nur an der Existenz Gottes, die Wahrheit der Tugend nicht in ihr selbst, sondern außer ihr. Der Mensch ist nichts ohne Gott, aber auch Gott nichts ohne den Menschen, denn erst im Menschen wird Gott als Gott Gegenstand, wird er erst Gott. Welch ein Zwiespalt und Widerspruch! Kehre es um, so hast du die Wahrheit: Das Wissen von Gott ist das Wissen des Menschen von sich, von seinem eigenen Wesen. Der zwischen den Gläubigen und Ungläubigen Unterscheidende, der verdammende und belohnende Gott, ist nichts anderes als der Glaube selbst. Was Gott verdammt, verdammt der Glaube und umgekehrt. Soviel über Feuerbachs Kritik am Gottesbegriff.

Auch über den Glauben an sich hat er durchdachte Formulierungen gefunden. Der Glaube ist ein sein Gegenteil schonungslos verzehrendes Feuer. Wohl macht der Glaube den Menschen selig, aber er flößt ihm keine wirklich sittlichen Gesinnungen ein. Sogar die Liebe ist beschränkt durch den Glauben, sie findet daher auch die Handlungen der Lieblosigkeit, die der Glaube gestattet, nicht im Widerspruch mit sich.

Das charakteristische Objekt des Glaubens ist das Wunder. Glaube ist Wunderglaube, Glaube und Wunder absolut unzertrennlich. Die Wunder, auch die objektive Kraft des Gebetes, überhaupt alle übernatürlichen Wahrheiten der Religion, widersprechen der Erfahrung.

Der Glaube an die Offenbarung ist zugleich, wenigstens für spätere, der Glaube an eine schriftliche Offenbarung; die notwendige Folge und Wirkung aber eines Glaubens, in welchem ein historisches, ein notwendig unter allen Bedingungen der Zeitlichkeit und Endlichkeit verfaßtes Buch, die Bedeutung eines ewigen, absolut, allgemein gültigen Wortes hat — Aberglaube und Sophistik. Wo dagegen unterschieden wird zwischen Menschlichem und Göttlichem, relativ und

absolut Gültigem, Historischem und Ewigem, wo nicht alles ohne Unterschied schlechterdings wahr ist, was in der hl. Schrift steht; da wird das Urteil des Unglaubens, daß die Bibel kein göttliches Buch ist, schon in die Bibel hineingetragen, da wird ihr, indirekt wenigstens, der Charakter einer göttlichen Offenbarung abgesprochen. Ein Buch, das mir die Notwendigkeit der Unterscheidung, die Notwendigkeit der Kritik auferlegt, um das Göttliche vom Menschlichen, das Ewige vom Zeitlichen zu scheiden, ist kein göttliches, kein zuverlässiges, kein untrügliches Buch mehr, ist verstoßen in die Klasse der profanen Bücher; denn jedes profane Buch hat dieselbe Eigenschaft, daß es neben oder im Menschlichen Göttliches, d. h. neben oder im Individuellen, Allgemeines und Ewiges enthält. Je mehr aber schon der Zeit nach der Mensch sich der Offenbarung entfremdet, je mehr der Verstand zur Selbständigkeit heranreift, desto greller tritt auch notwendig der Widerspruch zwischen dem Verstande und dem Offenbarungsglauben hervor. Der Gläubige kann dann nur noch im bewußten Widerspruch mit sich selbst, mit der Wahrheit, mit dem Verstande, nur durch freche Willkür, nur durch schamlose Lügen — nur durch die Sünde gegen den hl. Geist, die Heiligkeit und Göttlichkeit der Offenbarung bewahrheiten. Welch erbärmliche und zugleich lächerliche Heuchelei, beiden, Natur und Bibel, zugleich huldigen zu wollen.

So sehen wir in allem, daß die Grunddogmen des Christentums erfüllte Herzenswünsche sind — das Wesen des Christentums ist das Wesen des Gemüts. Es ist gemütlicher zu leiden, als zu handeln; gemütlicher, durch einen andern erlöst und befreit zu werden, als sich selbst zu befreien, gemütlicher von einer anderen Person, als von der Kraft der Selbsttätigkeit sein Heil abhängig zu machen; gemütlicher zu lieben, als zu streben. Das Mönchtum war eine notwendige Folge von dem Glauben an den Himmel, den das Christentum der Menschheit verhieß. Das übernatürliche Leben ist wesentlich auch eheloses Leben, das Zölibat liegt also gleichfalls im innersten Wesen des Christentums. —

Es dürfte zweckmäßig sein, noch einige Untersuchungen zu erwähnen, die sich inhaltlich weitgehend mit unserem Thema beschäftigen.

Das Bekenntnisbuch von *David Friedrich Strauß*, «Der alte und der neue Glaube», enthält einen ersten Teil «Sind wir noch Christen?» Strauß geht von der Schwierigkeit aus, welches Christentum wir über-

haupt meinen; er legt das apostolische Glaubensbekenntnis zu Grunde. Die Schöpfungsgeschichte führt auf die Zusammenhänge «Schrift und Inspiration», Sündenfall, Teufel und Erbsünde bedingen die Erlösung. Auch die Berührungen zwischen Buddhismus und Christentum werden gestreift. Im folgenden Abschnitt «Haben wir noch Religion?» endet Strauß nicht so entschieden ablehnend, wie bei seiner Frage nach dem Christentum, sondern je nachdem man es verstehen will, will er zur Religion ja oder nein sagen.

Der protestantische Pfarrer *Dr. Gotthilf Schenkel* legt in seinem Buche «Das Doppelgesicht des Christentums» (Stuttgart 1931, 181 Seiten) noch mehr wie Harnack und Hoensbroech, den Nachdruck auf das Handeln, auf die Tat, und nicht auf Theorie und Lehre. «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.» An diesem Maßstab gemessen erscheint die Bilanz des Christentums sehr ungünstig. Die christliche Politik der christlichen Völker war genau so raubgierig und brutal wie die der Heiden. Die christlichen Diplomaten erstrebten keine edleren Zwecke als die Ungläubigen. Der Wirtschaftskampf christlicher Völker ist genau so hart wie sonst in der Welt. Jeder Fortschritt mußte den Christen von außen her aufgezwungen werden. Die Kirchen beschäftigten sich erst mit der Friedensfrage, nachdem Pazifisten das Gewissen der Menschen wachgerüttelt hatten, sie beschäftigten sich erst mit der sozialen Frage, als Sozialisten schon lange für eine bessere Gerechtigkeit gekämpft hatten. Dazu besteht unter den Christen eine völlige Uneinigkeit darüber, was denn eigentlich das Wesen des Christentums ist. Trotz dieser Merkmale des Zerfalls seien aber Spuren neuer Lebensentfaltung zu bemerken. Die christliche Religion überhaupt zerfalle in eine Religion mythologisch primitiven Denkens und in eine geistige Religion. Die geistigen Güter sieht Schenkel in Treue, Geduld, Vertrauen, Selbstbeherrschung, Güte, Freundlichkeit. «Die klare Erkenntnis dieser geistigen Güter und Werte ist der eigentliche Inhalt religiöser Offenbarung; ihre Anerkennung ist religiöser Gehorsam, das Streben nach ihrer Verwirklichung religiöse Aufgabe. Das Hineinwachsen in diese geistig-sittliche Welt ist das eigentliche Schicksal unserer Seele; das Maß der Verkörperung in uns ist das Maß unserer Frömmigkeit.» Darin werden wir Pfarrer Schenkel durchaus zustimmen, aber warum muß man die Erkenntnis, die Anerkennung und das Streben nach geistigen Werten religiös nennen? Während Schenkel vor 25 Jahren auf die fast einhellige Ablehnung seiner Kollegen stieß, beschäftigt sich der Evan-

gelische Kirchentag 1956 in Frankfurt, nach dem Fernsehfilm «Probleme 56» zu urteilen, vornehmlich mit Dingen, die in der von Schenkel umschriebenen «religiösen» Aufgabe liegen.

Einen ganz anderen Klang gewinnt unsere Betrachtung, wenn wir uns *Friedrich Nietzsche* zuwenden. Er meint, «das Wort schon ‚Christentum', ist ein Mißverständnis —, im Grunde genomen gab es nur einen Christen, und der starb am Kreuz». Am ausführlichsten hat der Pastorensohn Nietzsche über unser Thema in «Der Antichrist» gehandelt. Zur Entstehung des Christentums sagt er, es sei einzig aus dem Boden zu verstehen, aus dem es gewachsen ist, und «der psychologische Typus des Galiläers ist noch erkennbar, aber erst in seiner vollständigen Entartung (die zugleich Verstümmelung und Ueberladung mit fremden Zügen ist), hat er dazu dienen können, wozu er gebraucht worden ist, zum Typus eines Erlösers der Menschheit». Auch Nietzsche hat erkannt, daß das Christentum die Kirche verneint. Ueber den Wunderglauben — und jeder Glaube ist praktisch Wunderglaube — sagt er, «daß kleine Mucker und Dreiviertelsverrückte sich einbilden dürfen, daß um ihretwillen die Gesetze der Natur beständig durchbrochen werden, — eine solche Art Steigerung jeglicher Selbstsucht ins Unendliche und Unverschämte, kann man nicht mit genug Verachtung brandmarken». Zum neuen Testament sagt er: «das einzige Wort des Neuen Testaments, das Wert hat, das seine Kritik, seine Vernichtung selbst ist: ‚was ist Wahrheit'». Während der Münchner Kardinal Faulhaber einmal in einer Ansprache ausführte, «Wenn die Menschheit aus tausend Wunden blutet, schlägt die Stunde der katholischen Kirche für die Caritas», schreibt Nietzsche: «irgendeinen Notstand abschaffen ging wider die tiefste Nützlichkeit der christlichen Kirche: sie lebte von Notständen, sie schuf Notstände, um sich zu verewigen». Von tiefster historischer Wahrheit ist seine allgemeine Einsicht «Es ist mit Priestern und Göttern zu Ende, wenn der Mensch wissenschaftlich wird».

Was ist der menschlichen Narrheit unmöglich? Die Geschichte der Religion strotzt ja förmlich von der Verübung von Narreteien, die, so sie nicht unwidersprechlich dokumentiert wären, jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen für unmöglich erklären würde.

Johannes Scherr (1817—1886).
In: Hammerschläge und Historien. Zürich 1878. Band I, S. 398.

Wir schauen zurück. Wissen wir nun, was das Wesen des Christentums ist? Oder haben nicht alle Autoren wesentliche Züge übersehen? Müßte man nicht von vorneherein die verschiedenen und verschiedensten «Christentümer» entschieden trennen? Und sind dann nicht Reliquien, Ablässe, Prozessionen, Weihrauch, Rosenkranz, Farbenpracht, Index und Hierarchie wesentlicher für den Katholizismus, in den Augen vieler seiner Anhänger wenigstens, als alles, was wir bis jetzt gehört haben? Entsprechendes würde dann für die Sekten gelten.

Wenn wir eine eigene Definition wagen wollen, so können wir vielleicht sagen: Christentum ist der Versuch etwas zu glauben (Dogmen und Wunder) — im Widerstreit mit der Vernunft —, was nicht bewiesen werden kann, denn dann wäre es kein Glaube mehr, was aber immer mehr widerlegt werden kann. Und zweitens: Christentum ist der Versuch nach einer Moral zu leben — wenn er nur ernsthaft geschähe! — im Hinblick auf eine Belohnung im Jenseits, die, lückenhaft überliefert und in sich widerspruchsvoll, mit allen Grundsätzen der modernen Welt und des natürlichen Menschen nicht übereinstimmt und deshalb nur in Ausnahmefällen annähernd verwirklicht werden kann.

Die Generäle des Jesuitenordens

1.	Loyola, Ignaz von	1541—1556	Spanier
2.	Lainez, Giacomo	1556—1565	Spanier
3.	Borgia, Francesco	1565—1572	Spanier
4.	Mercurian, Everard	1572—1580	Belgier
5.	Acquaviva, Claudio	1580—1615	Italiener
6.	Vitelleschi, Muzio	1615—1643	Italiener
7.	Caraffa, Vincenzo	1643—1649	Italiener
8.	Piccolomini, Francesco	1649—1651	Italiener
9.	Gotifredo, Alessandro	1651—1652 (2 Monate)	Italiener
10.	Nickel, Goswin	1652—1664	Deutscher
11.	Oliva, Gian Paolo	1664—1681	Italiener
12.	Noyelle, Charles de	1681—1686	Belgier
13.	Gonzales, Thyrse	1686—1705	Spanier